

WALD. GOTT. MENSCH. TIER

Mythos und Weltdeutung

Eros hat uns erschüttert
Auf Eichen fegt der Wind den Berg hinab

Sappho

Für Sven Schilling

Als ich eines der Werke von Sven Schilling, das er grosszügig und ohne Bedingung mir überliess, so lange ich wollte, das erste Mal vor mir liegen sah, es hob und in die Hände nahm, es betrachtete und wendete, sein Gewicht, seine Form, seine Oberfläche erspürte, begann ein Bild in mir aufzusteigen, weniger noch, Andeutungen eines solchen, hauchartig, flüchtig zuerst, ungefähr, als folgten mein Blick, meine ganzen Sinne einem früheren Erleben, das mein Auge wie eine Kamera damals in mich gebannt und eingeprägt hatte als einen inzwischen fast vergessenen Film, der sich vor mir, als ginge ich alte, wieder erkennbare Wege, nun abspielte, geleitet von einer Eruption der Erinnerung, angestossen auch jedoch durch Sven Schillings erste Hinweise auf sein Werk, und jeweils aufs Neue, mit jedem Mal fester, erging es mir ebenso, wenn ich den Corpus hervor holte, das Betrachten, das Befühlen erneuerte. Das Bild, oder besser noch, der Film, der in mir, der vor mir entstanden war, hatte sofort und dauerhaft seinen Platz im Wald.

In **dem** Wald.

Es gibt diesen, den einen Wald, allgemein gültig, einzig gestellt in seiner Bedeutung für Vieles, was in der Tiefe des Empfindens entsteht, „Grundlage menschlichen Bewusstwerdens“ (Friedrich Wilhelm Schelling), Locus dubitationis et revelationis, der Ort gleichermassen von Ungewissheit und Offenbarung.

Sven Schilling hat von einem einstigen Erlebnis berichtet, einem Waldgang, der ihn mit jemandem über unzählige, am Boden verstreut liegende Eicheln führte, für sich genommen möglicherweise nicht allein auslösend, nicht zwingend alleinige logische Introduktion für den späteren künstlerischen Weg, wodurch sich etwas Folgerichtiges und Bezeichnendes doch wohl dann entwickelt hat, eine „Bewusstwerdung“ befördert wurde, Erweckung eines Mythos, um es ein wenig überhöht zu benennen.

Betrachten wir Sven Schillings Werke, dürfen wir sogar sie berühren, in die Hand nehmen, fühlen, wie sie gestaltet sind, können wir erahnen, ungeachtet ihrer Schlichtheit, ihres karg gehaltenen Erscheinungsbildes, dass sie Geschöpfe mythischen Ursprungs seien, mit vom Mythischen sich her leitenden Beziehungen und Aussagen.

Stellen wir uns ihnen einmal zur Seite, und richten wir, in umgekehrter Reihenfolge wie zumeist üblich, unsere Aufmerksamkeit am Anfang dahin, was ihre Eigenheit anbelangt, auf das Besondere, vor dem weiteren Versuch, sie einzufügen in ein Grösseres und Allgemeineres, in welchem Zusammenhang sie zu sehen sein könnten mit dem Mythos, zugegebenermassen ein Verfahren, das Kontroversen auf den Plan zu rufen imstande ist, die wir aber nicht zu scheuen brauchen!

Eichenholz, Metall - vorzüglich hier Eisen -, und Leder, dergestalt ist mehrheitlich die Physis des zu Betrachtenden, wie wir feststellen. Allesamt Gaben des Waldes. Seine Zuwendungen, wenn freiwillig und zufällig. Tribute an uns, wenn erzwungen und geraubt. Als wir in Vorzeiten, innig gebunden und oft auch ausgeliefert, den Wald als naturgegebenen Lebensraum bewohnten, ihn tagtäglich durchstreiften, er uns und unsere Tiere nährte und schützte, waren Holz, Eisen, Leder die ersten beständigen, länger haltbaren Substanzen, mit deren Hilfe wir uns fort entwickelten, allmählich Gemeinschaften, Zivilisationen aufbauten, dem Dasein bessere Seiten abrangen. Aus Holz errichteten wir, kalten verrauchten Höhlen entronnen, bequemere Hütten, Behausungen und Stallungen. Verlässlich für Jagd und Landbau zu brauchende Geräte und Waffen entstanden aus Metall, aus Bronze, aus Eisen. Leder und Felle erlegter Tiere dienten der Herstellung von Kleidung,

die schützte vor Unbilden des Wetters und der Natur. Mit Holz, Eisen, Leder haben wir ein sichereres, angenehmeres Leben erfahren. Irgendwann erfuhren diese dann höhere Symbolkraft, höhere Weihen, einen mythischen Kontext.

Dass die Fassaden venezianischer Paläste seit 1000 Jahren unverändert auf Pfählen aus Eiche gegründet sind, ist keine Legende. Das Holz der Eiche galt als unzerstörbar, der Baum vielen Kulturen seit jeher heilig, den Griechen (die Eiche von Dodona, ältestes griechisches Orakelheiligtum), den Römern (Baum Jupiters, Sinnbild des „Goldenzen Zeitalters“), den Kelten (Druide/Priester abgeleitet von Duir/Eiche), den Germanen (dem Donar geweiht), den Slawen (dem Perkun). Eifernde Missionare des Christentums, wie Frühchristen 392 in Dodona und Bonifatius im Jahr 723 bei den germanischen Chatten, brachten die Eiche, das Heiligtum heidnischer Blitz- und Donnergötter, zunächst zu Fall, später wurde sie inkorporiert, umgedeutet zum Baum Mariens, zahlreiche Gründungen von Wallfahrtsorten verdanken sich heilig gesprochenen Eichen und bei ihnen geschehenen Wundern (Marienborn, Marienstein, Mariaeich). Ihre grossteils solitäre Mächtigkeit und die Früchte, im Herbst tausendfach ausgestreut, liessen sie zum Symbol werden für die Kraft und die unaufhaltsame Ausbreitung christlichen Glaubens. Der deutsche Name leitet sich her vom lateinischen „esca“, „Speise“.

Wald, Berg sind naturgemäß Orte, woher wir vor Zeiten den Reichtum der Metalle gewonnen haben, frei gelegt am Anfang durch Bergstürze, oder wie Legenden beschreiben, durch den Hufschlag eines absichtsvoll in höherem Auftrage handelnden Wildtiers, eines mächtigen Hirsches, gemäss des „Physiologicus“, eines weithin gebräuchlichen, späthellenistischen Gleichnisbuches, Symboltier des überwindenden Christus, des Salvators. Ist die Eiche den Göttern zugeeignet, sind die Metalle, ist das Eisen es dem Menschen. Hesiod, Dichter der griechischen Antike, begründete eine Mythologie der Metalle. Gemäss ihm folgte einem Goldenen, einem Silbernen, einem Bronzenen Zeitalter, die mit ihren Menschengeschlechtern jeweils samt und sonders untergingen, ein Eisernes, das bis zum heutigen Tag bestehe. Eisen ist Sinnbild für menschliche Härte, Unbeugsamkeit, Ausdauer, Zuverlässigkeit, des Herakles` Schwert und Helm waren aus Eisen gefertigt.

Ist etwas aber mit Geheimnisvollem von altersher mehr umgeben als das Tier des Waldes? Scheu im Verborgenen sich haltend, Mondnächte lautlos durchstreifend, verzaubertes anderes Wesen, die Seelen der Ahnen in sich tragend, mit ihnen uns nicht zugängliches Wissen, Gottheit in Tiergestalt vielleicht. Dringt der Mensch ein in seine Welt, überwindet er es, wird er neben Anderem, das der Nahrung zukommt, auch seine Haut gewinnen, das spätere Leder, das vielen Zwecken dient, profanen wie geheiligten, nutzvollen wie schmückenden, das zum Schuhwerk wird, zur Schnur, zum Armmring, zum Bibeleinband. Leder, Sinnbild für das Tier.

Gott, Mensch, Tier.

Eichenholz, Eisen, Leder, mythisch durchdrungenen „Urstoffe“. In den Händen Sven Schillings vereinen sie sich zum Ganzen, fügen sie sich einander ein, werden sie zu „Urformen“. Begegne ich ihnen, glaube ich sie zu kennen, im Halbdunkel eines Dachbodens sie, vielleicht in der Kindheit, bereits einmal aufgespürt, sie zu mir aufgehoben, in den Händen damals hin und her gedreht, sie erstaunt betrachtet zu haben. In einem verwaisten Stall, inzwischen längst abgebrochen, sie vor Zeiten an der Wand hängen oder in einem Winkel vor sich hin träumen gesehen zu haben, für sich mit unendlich viel Geschichte, mit unendlich viel vorbei geflossener Zeit. Und ich bin - wie kann es anders sein?-, ganz selbstverständlich durch den Wald gekommen zu ihnen, der Zufall hat mich durch des Waldes Dämmerungen geführt in das alte Haus mit dem niedrigen Dachboden im Zwielicht, in den verlassenen bröckelnden Stall, zu diesen „Urformen“, nirgendwo anders wäre es denkbar, und auch heute würde es keineswegs anders sein, selbst wenn ich in einem CEO-Büro im zwanzigsten Stock auf sie trafe, in einer Galerie im Westend, im Konferenzzimmer eines Frauenhofer-Instituts, selbst dann würde, so ich vor ihnen stünde, unverändert Wald, Gott, Mensch und Tier aus ihnen zu mir sprechen, ihre Abkunft aus ihnen stets heraus scheinen, was die Augenblicklichkeit, das Vordergründige, Vorläufige ihres Aufenthaltes angesichts ihrer Genealogie zum Verschwinden bringt. Und doch weiss ich manchmal nicht, ob ich meines Glaubens, sie zu kennen, wirklich immer sicher sein darf. Manche von ihnen zeigen ein doppeltes Gesicht, auf den zweiten, auf den dritten Blick Irritierendes, Organe, Elemente, die nicht mehr ausschliesslich auf das Abkünftige deuten sondern ebenso gut auf Zukünftiges, auf Utopisches. Es könnte sein, so der Eindruck, hier sei man auf erste so unbedarfe wie kühne Gestaltungsversuche auf dem noch jungfräulichem Terrain der Elektrizität gestossen, die der Welt wieder vergessen gingen und ihrem Erfinder gleichfalls. Der erste Blick vermag beides, das mythisch Überkommene und das Utopische, oft nicht zu trennen, weiterhin hofft er, eine Einheit zu sehen. So tritt unversehens doch etwas Verstörendes der zuvor errungen geglaubten Gewissheit hinzu, ein Befremden, wie bei einem Kind, bei dem man meint, dass es plötzlich einen anderen

Weg einschlägt als den bereits vorgegebenen. Darüber sich mit Sven Schilling auseinander setzen und debattieren, wird eine für die Zukunft fortwährend lohnende und unterhaltsame gemeinsame Aufgabe sein.

Ich habe in Erwägung gezogen, dass in die Werke Sven Schillings mythische Spuren und mythisches Erleben Eingang gefunden haben könnten. Hält das Beweisführungen stand, gehen in diese Richtung ausgeworfene Verknüpfungen womöglich viel zu weit? Kommen die Impulse und die Beweggründe weniger „de profundis“ als aus einer gegenwartsnäheren Unmittelbarkeit?

Wenn ich, tapfer und trotzig, meinen Eingebungen verpflichtet bliebe, hätte ich auf alle Fälle den ansprechenderen Weg gewählt, um zum Schluss dem allgemeinen Aspekt Raum zu geben.

Der Mythos - darin gleicht er dem schöpferischen künstlerischen Akt -, bedarf weder Beweisführung noch Legitimation. Und noch weniger ist er stilisierte Naturerklärung. Er überliefert, worauf bereits Aristoteles verwiesen hat, Wissen allein durch den Bericht, durch das Epos, nicht durch irgendeine ausgestaltete vernunftmässige Folgerung. Das schliesst, im Guten wie im Schlechten, den Widerspruch von vorn herein aus, unbegrenzt ist der Wahrheitsanspruch, auf den er beharrt. Nicht Logik zeichnet ihn aus sondern allerhöchste Strahlkraft des Symbolischen, der Wunsch, menschliche Sehnsüchte, Konflikte, Heimsuchungen zu transzendieren und sie dem Übermenschlichen gegenüber zu stellen. Oft geht das einher mit dem Postulat einer ursprünglichen Authentizität, von „Urweisheiten“. Hier setzen die Gefahren ein.

Goethe hat im Hinblick auf den Mythos ganz pragmatisch noch von „Menschenkunde im höheren Sinne“, von „Weltdeutung“ gesprochen. Bei Nietzsche ist er schon „Ewige Wiederkunft“. Wie nahe sind wir da an der „Urweisheit“? Wo war Thomas Mann, als er „zeitlose Immer-Gegenwart“ beschwore, „zeitlose Lebensgründung“. Ehe wir es uns versehen, sind wir beim „Mythus des 20. Jahrhunderts“ des Alfred Rosenberg, nach „Mein Kampf“ das auflagenstärkste Buch des Nationalsozialismus.

Ist Mythos ewig, zeitlos? Hatten die Vorfäder, die im Moor lebten, nicht andere Mythen geschaffen als die, die auf Granitfelsen hausten? Unterscheiden sich Mythen der Aborigines von denen der Germanen nicht grundlegend - was Sigmund Freud übrigens mit seiner Universalitätsthese bestreitet -, aber eine jede von ihnen hat ihre vollkommene Berechtigung?

Ich bin erstaunt gewesen, dass genau diese Spannungen und Verwerfungen Eingang gefunden haben in die Überlegungen, die Gestaltungen von Sven Schilling. Dass er sich dieser Zusammenhänge bewusst geworden ist, es unternommen hat, sie einzubinden und zu bewältigen. Dass es ihm auch um diese Seite der Medaille ging. Eiche und Eisen und Leder. Es kann hier martialisch, es kann da märchenhaft heraus kommen, mit welchen Augen, mit welchen Zielen man es ansieht, es kann Wohlergehen zur Folge haben oder Vernichtung.

Eichenlaub und Schwerter. Deutsche Siegeseichen. Der Gott, der Eisen wachsen liess. Zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl.....

Laden wir uns - das sei die Botschaft -, bei Goethe zu Gast ein, schauen wir, wie er, der Geheime Rath, an seinem Stehpult im Haus am Weimarer Frauenplan den Kiel ins Tintenfass taucht und aufs Papier den schönen Gedanken vom Mythos als „Weltkunde im höheren Sinne, als Weltdeutung“ verewigt, das führt zusammen. Vergessen wir nicht, dass ein Gleisches zum Guten oder zum Schlechten führen kann! Indes die Romantik, angesichts des kapitalistischen Aufschwungs, zu Beginn des 19. Jahrhunderts Natur und alles Sein, fast alle Sphären des Lebens von Mythen noch hat durchdringen und beherrschen lassen, nahm in den darauf folgenden Jahrzehnten, bis zum Ende des Säkularums, durch Technisierung, Verwissenschaftlichung und einen bedeutenden Globalisierungsschub die „Entzauberung der Welt“, mit ihr die Entmythologisierung, unaufhaltsam ihren Lauf, auf dass mit den Diktaturen des 20. Jahrhunderts, selbst in den messianistischen Heilsversprechen des Kommunismus, die Mythen umso rauschhafter wieder Auferstehung feierten, diesmal in schrecklicher, in weltzerstörender Gestalt. Verhindern wir, ganz und gar in Mythenlosigkeit zu versinken, hochnäsig oder träge geworden unsere Bindungen an sie zu missachten, denn dann, wenn wir das ausser Acht lassen, kehren Mythen, statt Leben zu spenden, als Vernichter des Lebens zurück.

Herzlichen Dank an Sven Schilling für seine Freundlichkeit und seine Gespräche!